Zeitschrift: Collage : Zeitschrift für Raumentwicklung = périodique du développement territorial = periodico di sviluppo territoriale

Herausgeber: Fédération suisse des urbanistes = Fachverband Schweizer Raumplaner

Band: - (2014)

Heft: 4

Artikel: To convert a place into a state of mind ...

Autor: Angst, Marc / Michaelis, Tabea

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-957602

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

THEMA

To convert a place into a state of mind ...

MARC ANGST
Forscht, zeichnet, schreibt, entwirft und werkt als Hausmann, Aktivist im Royal Baden und als Mitarbeiter bei NRS insitu an räumlichen und gemeinschaftlichen Ideen, Strukturen und Bauten.

TABEA MICHAELIS
Studium Landschaftsarchitektur HSR Rapperswil. Wissenschaftliche Mitarbeit im Institut IRAP der HSR, u.a. an «zone*imaginaire – Zwischennutzungen in Industriearealen». 2012 Masterstudium Urban Design, HafenCity Universität Hamburg. Seither Umsetzung von partizipativen Gestaltungsprozessen und «Projektsteuerung Lagerplatz Winterthur» bei Denkstatt-sarl Basel.

Beschreiben wir mit Zwischennutzung nicht nur die zeitlich befristete Raumverwendung, sondern auch die Aneignung leerer Räume für neue, aus strukturellem und gesellschaftlichem Wandel hervorkommende Lebensrealitäten, können Zwischennutzungen seit Ende der 1960er-Jahre gehäuft festgestellt werden: Ateliergemeinschaften entstehen, wie in der «Spinni Wettingen» oder am «Aarauer Ziegelrain». In Zürich mieten junge Menschen 1967 sich in den selbstverwalteten Treffpunkt «P27» ein, statt nach einem autonomen Jugendzentrum zu verlangen. Parallel zur Deindustrialisierung, welche massenhaft Räume aus den Produktionsprozessen ausgliedert, etablieren sich neue Arbeits- und Lebensumstände[1]: Freizeitaktivitäten, persönliche Selbstverwirklichung und kollektive kulturelle Engagements.

Unscheinbar breiten sich so wild durchmischte Gewerbe- und Kulturkonglomerate aus, besonders in der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre (z.B. Schöller Zürich). In Bars, Ateliers und Vereinslokalen wird mit- und nebeneinander gewerkt, werden Theaterstücke aufgeführt oder Partys gefeiert. Die Grenzen zwischen Erwerb und Freizeit verschwimmen, neue persönliche Möglichkeitsräume entstehen. Die Vermietung nicht mehr benötigter Fabrikteile erfolgt in verschiedenen Fällen sogar im laufenden Betrieb. Ein Werkstattchef umschrieb sein Nebenamt als «Lefthand Immobilienmanagement». Der Deal lautete: «geringe Miete gegen Lotterbude mit unbestimmter Zukunft». Nicht nur in der Verfügbarkeit begründet sich die Attraktivität der Fabriken: Sie bieten auch hohe und helle Räume sowie solide Infrastrukturen, welche nahezu jede Tätigkeit erlauben. Dafür muss der rohe Raum von den Nutzenden mit verfügbaren Mitteln und nach betrieblichen Bedürfnissen hergerichtet zu werden. Die Räume verlangen danach, «in einen Geisteszustand verwandelt» –«into a state of mind» – zu werden, wie Gordon Matta Clark in der Kunstinstallation «Artefact» 1988 in der Aarauer F. Aeschbach zitiert wird. [2]

Brachliegende Schweiz

In einer Nostalgiewelle der postmodernen 1980er-Jahre reüssieren einige Umnutzungen. Zwischennutzungen etablieren sich, oder Kulturfabriken wie beispielsweise das «Eisenwerk Frauenfeld» werden direkt von gemeinnützigen Trägern übernommen. Die aufkommende Veranstaltungskultur der 1990er-Jahre lässt «Magic-Factory»-Erlebnisfabriken (Schlieren) und auf Massenkonsum getrimmte Partytempel wie das Winterthurer «Planet Maxx» entstehen. An den Technomessen im Guggelmann-Areal in Roggwil tanzen derweil 18'000 Freaks. Viele Gelände werden spontan und oft konzeptlos vermietet, wo immer sich Gelegenheit bietet. Winterthur legt sich 1993 wohl eines der frühesten Zwischennutzungsreglemente zu. Stufenweise steigen innert zehn Jahren die gesetzlichen Anforderungen. Denn das Gros der Brachen liegt noch in Industriezonen, eine Erbschaft, mit welcher der Markt damals wenig anzufangen weiss. Die Sanierungspflicht von Altlasten oft unbekannter oder nicht mehr greifbarer Verursacher macht es für Investoren schwierig. «Bald einmal wird man für verseuchte Böden drauflegen müssen, will man sie loswerden ... wer hätte das je gedacht, dass Landbesitz in der Schweiz nicht mehr rentieren könnte», konstatiert das Hochparterre 1995 [3] in einer Sondernummer zu Brachen in der Schweiz. Kurz zuvor hat die Rezession auch den Immobiliensektor erfasst, jedenfalls vorübergehend. Millionen Quadratmeter Geschäftsflächen stehen leer. 213 Brachen von mehr als einer Hektare verzeichnete das Inventar der «nicht mehr gebrauchten Schweiz». [4] Die überwiegende Mehrheit wird (zwischen-) genutzt. Die jährlichen Mietzinsen von durchschnittlich CHF 40.– bis 120.– je Quadratmeter decken den Betrieb oft knapp, gelegentlich auch ausreichend, um über Jahrzehnte dauernde Planungen zu finanzieren. «Mit Zwischennutzungen das Areal beleben, mit Anlässen im Gerede bleiben» empfiehlt die erwähnte Sondernummer sein Programm zur Wertsteigerung.

Neben häufigen Zwischennutzungen formieren sich politisch motivierte Aneignungen. Praktisch alle Städte verlieren Einwohner/-innen und Steuererträge, bei steigenden Zentrumslasten. Gewaltige Büro- und Einkaufszentren sowie Hochleistungsverkehrsadern sollen das Blatt wenden. «Provinzstadt oder Europäische Metropole» warnt 1986 die Zürcher Cityvereinigung vor dem Niedergang. [5] Sie fordert deshalb die City-Erweiterung nach Westen. Gegen die Verdrängung von traditionellen Wohnquartieren und Kleingewerbe formiert sich jedoch Widerstand, symbolträchtig 1984 am Zürcher Stauffacher. Vor dem Hintergrund einer widerspruchsfreien Wirtschaftskultur gilt der Kampf auch der Unterdrückung von kultureller Selbstbestimmung. Noch werden Besetzungen rigoros geräumt. Erst mit der umgreifenden Wohnungsnotbewegung dieser hochspekulativen Phase wird 1989 in Zürich das «Genfer Modell» eingeführt: Besetzungen werden nur noch bei vorliegender Baubewilligung beendet. Sie entwickeln sich so zu andauernden Zwischennutzungen, die sich teilweise etablieren. Mit P.M.'s «bolo'bolo» [6] spriessen auch exemplarische wohn- und gesellschaftspolitische Utopien, deren Konzepte zuerst in Besetzungen, Zwischennutzungen, später in

[1] Klaus, Philipp (1995): Moschti, Faerbi, Planet Maxx. *Umnutzung von Fabriken und Industriearealen in der Schweiz.* Die WochenZeitung, Nr. 16, 21.4.95
[2] Artefact: [Ausstellung], F. Aeschbach AG, Aarau, Oktober 1988
[3] Hochparterre/Cash: *Die nicht mehr gebrauchte Schweiz.* Sonderhefte. Zürich, 1996/1997/1999
[4] dito.
[5] J-D. Blanc, Martin Ganz: «Die City-Macher», in *«Zürich ohne Grenzen, 1986»*
[6] P.M: *Bolo'bolo.* Paranoia City, Zürich 1983

[ABB. 1]

[ABB. 1] «Was ist ein Möglichkeitsraum?» Die Aufnahme aus einer Forschungsarbeit von T. Michaelis in Wilhelmsburg-Hamburg beschreibt die subtile Aneignungsweise von Raum und dessen Transformation durch die alltägliche Praxis. (Foto: Tabea Michaelis, 2012)

wegweisenden Genossenschaftsprojekten («Besetzen und Besitzen», beispielsweise ab 1986 im Projekt «Karthago Zürich») die funktionsgetrennte Stadt der Moderne weiter auflösen. Besetzte Häuser bilden nun eher Nischen neuer Lebensmodelle, als dass sie sich an der Gesellschaft reiben. Die autonome Kulturwerkstatt «Wohlgroth» zum Beispiel stellt allein mit den 100 dort wohnenden Menschen einen Höhepunkt dieser Lebenswelten dar. Vieles findet hier 1991 bis 1993 Ausdruck, was sich innerhalb eines einzelnen Wohngebäudes nicht umsetzen lässt: «Wohnen soll nicht vom Arbeiten und Feiern nicht von der Kunst getrennt werden». [7] «Alles wird gut» verheisst die den Gleisen zugewandte Fassade. Dennoch war man sich hier der zeitlichen Begrenzung bewusst. [8] So verlor «parallel zur Aufbruchstimmung Ende der 1990er-Jahre auch der politische Diskurs über die Stadtentwicklung den Faden». [9] Politisch versucht man, aus den Traumata der frühen 1990er-Jahre mit Metropolenprogrammen auszubrechen. Die kreativen Köpfe und die von ihnen ausgehenden Innovationen werden für das ökonomische Wachstum als bedeutsam erkannt. [10] Die Kultur als Standortfaktor gelangt in den Fokus erst der Forschung, dann der Planung und Politik. Da kulturelle Impulse gerne in Nischen spriessen, gelten Zwischennutzungen fortan als «Brutstätten» und strahlen weit über lokale Grenzen aus.

[7] Manuela Ledermann, Veronika Grob, Stefan Pente: *Wohlgroth.* Edition Frey, Zürich 1994
[8] Dito
[9] Andreas Hofer: *Krise, Boom?* Demo-Magazin «Wem gehört Zürich» 2013
[10] R. Florida: *Kreative Köpfe sind alle*
[11] P. Cabane, M. Bürgin: *Akupunktur für Basel*, 1999
[12] Mischa Brutschin, *Kulturbesetzungen, das kann doch nicht alles sein?* Demo-Magazin «Wem gehört Zürich» 2013
[13] Dito
[14] P. Klaus, *Immo Dorado Zürich West*, 2013

Wo die Besetzer waren, blüht die Stadt

Gleichzeitig beginnen sich Zwischennutzende ihrer ambivalenten Rolle als Zudienende einer sich rascher drehenden Aufwertungsspirale bewusst zu werden, und auch ihrer Attraktivität: 1999 wird mit «Akupunktur für Basel» ein Pionierkonzept für die Zwischennutzung des DB-Güterbahnhofs geschrieben. Das «nt-Areal» [11] entwickelt sich zu einem Vorzeigeprojekt mit breiter Anerkennung und Ausstrahlung. Das Phänomen des Zwischen- und Umnutzens bzw. vielmehr Umdeutens von scheinbar funktionslosen Orten bekommt fortan als städtebauliches Instrument ein unermessliches Potential zugeschrieben. 2001 taucht das Wort «Kulturbesetzung» [12] beim Zürcher «EgoCity» oder später in der «Sihlpapier» auf. Diese erfahren grosse mediale Aufmerksamkeit. Und sie begründen das, was die breite Öffentlichkeit seither als besetzte Orte kennt und wegen hipper Aktivitäten und dem Geruch des Unregulierten aufsucht. Dass es vielen Aktivist/-innen um mehr als Billigbier und verrückte Alltagskunst geht, wissen die wenigsten. «Folgen den schönen Aufrufen keine Taten, ist der Begriff Kulturbesetzung Ausdruck unserer Kapitulation» wird selbstkritisch die fehlende Entwicklung längerfristiger Perspektiven bemerkt. [13]

Zeitgleich erstarkten seit der Jahrtausendwende Immobilenunternehmen dank deren Börsenkotierung zu wahren Baugiganten. Komplexe und langwierige Planungen haben etliche Nischen und Zwischennutzungen nochmals verlängert. Doch die beharrlich greifenden Stadtentwicklungsoffensiven, angeheizt durch die Attraktivität der Stadt und unablässig zufliessendes Investitionskapital, verwandeln langjähriges Brachland zunehmend in ein wahres «Immodorado» [14]. Die

adressbildende Ausstrahlung von Zwischennutzungen wird da schon mal gezielt eingesetzt, gleichsam aber eingeräumt, dass die Zwischennutzenden nach der Inwertsetzung nicht mehr zur gewünschten Zielgruppe gehören. Als Sponsoren von Kunstausstellungen, wie «Art and the City» in Zürich 2012, unterstützen Investoren zwar die Kunstszene, aber auch deren beschleunigte Verdrängung. Sie werben mit den Kreativen, die seit den 1990er-Jahren «in leeren Fabrikhallen ihre Studios und Ausstellungsräume eingerichtet hatten» [15]. Wo mittlerweile langjährige Gewerbe-, Vereins- und Kulturbiotope verschwunden sind, treten derzeit zunehmend leerstehende Büro- und Gewerbegebäude in den Fokus der Raumsuchenden. Die «Ware» Raum wird zunehmend kostbarer. Oftmals handelt es sich nur um mehrmonatige Umbaupausen, während derer die Räumlichkeiten zur Verfügung stehen. Professionelle Agenturen beginnen sich einzumischen. Denn oftmals gib es nur wenige Berührungspunkte zwischen Immobilienkonzernen und Mietern. Die Agenturen beschleunigen somit für Nutzende die Zugänglichkeit zum Raum und für Eigentümer zur attraktiven Mieterschaft: Start-ups und Kunstschaffende: «Wir wollen Leuten, die darauf angewiesen sind, günstigen Arbeitsraum zur Verfügung stellen. Hier wohnen ist strikt verboten und wir wollen auch keine Partyszene». [16] Nur wenn jedes Vorhaben reibungslos verlaufe, könne man Eigentümer für die Idee gewinnen. Ein Super-Gau wie beim Neubau der Kunsthochschule im Toni-Areal soll vermieden werden. Ein Musikclub hatte dort auf juristischem Weg längere Bauverzögerungen verursacht. Wird dennoch etwas besetzt, das zeigt eine Arealentwicklung in Altstetten, hilft aber auch dies schon mal dem Image: «nicht zuletzt durch die Besetzung der Liegenschaften an der Hohlstrasse bekannt», adelt das Wettbewerbsprogramm den Standort des seit langem eingemieteten Kultur – und Wohnexperiment Labitzke und des angrenzend besetzten Autonomen Beauty Salon. Lakonisch bemerkten Besetzer/-innen in ihrem Newsletter schon Jahre zuvor: «Hausbesetzung ist Standortentwicklung ... Wo die Besetzer waren, blüht die Stadt». [17]

Selbstbestimmung statt Nutzung

Was also bleibt, wenn nichts bleibt? Die Erfolgsgeschichte der Kreativindustrie hat sich herumgesprochen. Zurecht beginnt sich die Debatte um die Daseinsberechtigung zu drehen und um die verbliebenen Freiheiten, wenn jedes Quäntchen Raum, sogar temporäres, reglementiert und kuratiert ist. Anders herum: welche Planer- oder Vermittler/-in hätte sich ein stillgelegtes Hallenbad, ein «Neubad», aufregend und überraschend wie derzeit in Luzern, ersinnen können? Sind es nicht die dem Ort innewohnende Dispositionen [18], der Zufall, die Nutzenden und ihre Motive oder Handlungsweisen selbst, die im «Optimismus der Tat» die Nutzbarkeit, das Konzept und den Eingriff gestalten?

Welche Stabilität können Nutzer/-innen also in Zukunft erwarten? Die hohe Flexibilität und das Prinzip des «Alles ist (immer) möglich» ist zwar reizvoll, aber auch kräftezehrend, und auf Dauer nicht existenzhaltend. Der Zürcher Verein «Zitrone» bringt die Ambivalenz auf den Punkt: «Wir fühlen uns seltsam privilegiert, wir sind glücklich mit der Zwischennutzung, aber eigentlich würden wir gerne das «Zwischen» weglassen und nur noch von «Nutzung» reden. ... Als Zwischennutzer/-innen werden wir unfreiwillig zu Gentrifizierer/-innen und damit Teil eines Plans, der gar nicht unserer ist ... Wir sind der Überzeugung, dass diese Stadt uns braucht und wir sie brauchen... Der Markt spielt aber nicht für uns und kassiert heimlich doch den Zins» [19]. Die «Zitrone» nutzt für einige Monate einen selber aufwendig ertüchtigten Gewerbebau und verteidigt darin jenen selbstbestimmten Freiraum, der für experimentierfreudige, finanzschwache und verdrängte Menschen noch offen bleibt. Es ist kaum Zufall, dass die von Migrant/-innen betriebene Autonome Schule Zürich nach Jahren räumlicher Odyssee hier Unterschlupf gefunden hat. Die jüngst am Rande eines Podiums in Zug geäusserte Kritik, dass «wir nicht mehr Nutzungen sondern Nichtnutzungen brauchen» [20], verdeutlicht: Im Phänomen der Zwischennutzung steckt mehr als nur die beschleunigte Kulturalisierung und Kommerzialisierung von Leerstand.»

Verbreitet fordern gegenwärtig stadtpolitisch aktive Gruppen wieder ein «Recht auf Stadt» [21], die (Wieder-) Aneignung städtischer Räume durch Bewohner/-innen. Weniger systemkritisch, dafür mit viel Gemeinschaftssinn und «Do it Yourself» erhält die Bewegung Beistand von einer neuen Garde: Öffentlich gärtnernde und wirtende «Commonisten» [22] basteln an einer neuen Urbanität von unten. Sie manifestieren ein Verlangen nach «realen Räumen» [23] und verstehen die Stadt als gesellschaftlichen Ort, der für alle zugänglich ist, jede und jeder sich aneignen und gestalten darf. Initiativen wie beispielsweise «hier baut das Quartier» in der Berner Lorraine oder der provisorische Kulturbetrieb im hundertjährigen Badener Kino Royal zeugen mittlerweile auch in den Augen etablierter Institutionen «... von grossem Engagement bei der aktiven Mitgestaltung von Lebensräumen ... und stellen insbesondere vor dem Hintergrund der aktuellen Diskussion «Wem gehört die Stadt?» einen wertvollen Beitrag dar» [24].

Mut zur Lücke

In diesem Verständnis skizzieren folgende Positionen oder Haltungen die Herausforderungen für die Zukunft: Zwischennutzungen erscheinen nicht mehr nur als ein zeitlich begrenztes Phänomen. [25] Vielmehr praktizieren und veranschaulichen Akteure in temporären Nutzungen die denkbar mögliche Verwendung und Re-Produktion von bestehendem Raum. Mit ihren erfolgreich erprobten situativen Aneignungsstrategien hinterfragen sie gleichzeitig die Starrheit von Zonen- und Gestaltungsplänen und durchdringen die aufwertungsbedingte Einförmigkeit zentraler Lagen. Diese Form von selbstgestaltendem Handeln trägt also einerseits zu einer lebendigeren

---

[15] A. Settergren, *Der kulturelle Mikrokosmos und die Gentrifizierung*, ZKE-Zeitung 2013

[16] *Projekt Interim – Win-win-Situation für alle Beteiligten*; Quartierzeitung Züriberg 2013

[17] Newsletter «raumpflege.org» Zugriff Juni 2007

[18] vgl. Keller Easterling schreibt in ihrem Beitrag *«Aktion ist die Form»* «(...) Infrastruktur trägt, ob sie nun aus digitalen, baulichen und urbanen Komponenten besteht, eine Disposition in sich. Scheinbar inaktive Objekte sind Handelnde, die Handlungsvermögen besitzen. Sie tun etwas. Infrastruktur (hier Raum) besteht ebenso aus Handlung wie aus Beton, Bits, Kabeln oder CPUs. Sie konstituiert kein Ereignis, sondern muss vielmehr über längere Zeit als Potenzialität, Kapazität, Fähigkeit oder Tendenz beobachtet werden. Ihre Aktivität beruht nicht auf Bewegung, sondern auf den sich entfaltenden Beziehungen, die ihrem Arrangement inhärent sind.», in: Dérive N°40/41, Understanding Stadtforschung, S. 25–31, 2010

[19] Y. Sablonier: *Lieber Nutzen als nur dazwischen*; Demo-Magazin «Wem gehört Zürich» 2013

[20] B. Holdener, Leserbrief «Freie Räume freigeben statt selber nutzen»; in Neue Luzerner Zeitung 30. April 2014, anlässlich des Podiums «Zwischennutzungen in der Stadt Zug: Chancen und Risiken 2. Mai 2014

[21] Henri Lefebvre: *«Die Revolution der Städte. La Révolution urbaine»*. Neuausgabe mit einer Einführung von Klaus Ronneberger. Europäische Verlagsanstalt. Hamburg 2014

[22] WOZ Nr. 48/2013; *«Urbaner Aktivismus – Neue Räume zwischen Laptop und Beet»*

[23] dito

[24] Kulturpreis der Firma Metron, Würdigung Projekt «multimediale Kulturbühne Royal» 2012 (ohne Preis)

[25] M. Angst, T. Michaelis et all (Hg.): *zone*imaginaire: Zwischennutzungen in Industriearealen*, 2009

[ABB. 2]

[ABB. 3]

[ABB. 2+3] Nach Jahren räumlicher Odysse etabliert sich die von Migranten/-innen betriebene Autonome Schule Zürich in den Räumlichkeiten des Vereins Zitrone in Zürich. Doch auch diese Zwischennutzung endet im Herbst 2014. Stellt dies die Schule vor das Aus? (Foto: Autonome Schule Zürich)

Durchmischung urbaner Räume bei und zeigt anderseits durch ihre Praxis neue Wege auf für eine gleichberechtigte und «barrierefreie» [26] Nutzung unserer Städte. Das unter anderem von Lefèbvre postulierte «Recht auf die Stadt» soll deshalb vor allem für die Partizipation an der städtischen «Zentralität» [27] verstanden werden. Es könnten also bewusst Lücken ausgespart oder in Kauf genommen werden, nämlich Grundstücke, Gebäude, Flächen und andere Infrastrukturen oder Überbleibsel davon, diese unfertig, als Experimentierfeld für Unerwartetes oder Gewöhnliches, immer jedoch für tatsächlich vorhandene Wünsche und Tätigkeiten von Menschen am Ort belassen werden. Kein Zustand ist für immer stabil, sodass gerade (noch) undefinierte Leerstellen einen dynamischen, lösungsoffenen Prozess initiieren können, wobei der Moment des Scheiterns als Impuls für neue Möglichkeiten gilt. Kurzum, es geht darum, mit und durch diese Prozesse zu lernen, das Wissen und die Erfahrungen zu ergänzen, zu erweitern, anzuwenden. Es geht darum, Lagerplätze, Bürstenfabriken, Sudhäuser und in die Jahre gekommene Bürogebäude [28] umzunutzen, so sehr ihre Bricolage Architekturverwöhnte auch langweilen mag. Damit nicht langfristig die sich allmählich auflösende Funktionentrennung der Moderne durch eine andersartige überlagert: Die Segregation zwischen durchökonomisierten Zentren, wo das Angebot den Raum und die Nutzung bestimmt und unwirtlicher, nischenreicher Peripherie, wo die wenig lukrative Nachfrage sich ihren Raum suchen oder fabrizieren muss. [29] Und als Entwerfende müssen wir uns der Auflösung der Grenzen unserer traditionellen Rolle bewusst werden, um uns als Vermittler und Übersetzer vertraut zu machen, welche auf die Handlungsfähigkeit aller Akteure, auch die der Nutzenden oder eben der noch Nicht-Nutzenden baut.

[26] Mark Terkessides schreibt in seinem Buch *«Interkultur»* (2010) über die neue «Vielfalt der Gesellschaft», die sich erst bilden kann, wenn wir die «strukturellen Hürden für die Individuen beseitigen, wie die zumeist unsichtbaren, unausgesprochenen und unbemerkten Hindernisse. Die technische Beschreibung für solche Hürden ist Diskriminierung. Und das technische Ziel heisst Barrierefreiheit. (...)» Im übertragenen Sinne geht es darum, dass ein Gebäude so umgebaut wird, dass es nicht mehr nur für die «Normalen» gut funktioniert, die von vorneherein die richtigen Voraussetzungen mitbringen, sondern für alle Bewohner oder Benutzer. (...) Barrierefreiheit ist eine unabdingbare Bedingung, dass alle Individuen gleichermassen ihre Möglichkeiten ausschöpfen können, gleich welche Eigenschaften oder Hintergründe sie mitbringen.» S. 9ff

[27] WOZ Nr. 14/2014: «Recht auf Stadt – Wenn sich das Zentrum nur um den Konsum dreht»

[28] Exemplarische Projekte, wo es den Zwischennutzern gelang, die Liegenschaft zu erwerben oder zu erhalten und nachhaltig zu entwickeln: Lagerplatz Winterthur, Bürsti Oberentfelden, Warteck Basel

[29] vgl. «Parzelle 27 wird für Kreatives reserviert». In zke-zeitung, Zürich 2013

RÉSUMÉ

To convert a place into a state of mind...

Le présent article propose un regard rétrospectif sur l'émergence et l'évolution des activités transitoires en Suisse. Dans les années 1960 apparaissent de premiers collectifs d'artistes comme celui de la filature («Spinni») de Wettingen. Peu à peu se développent des «conglomérats» d'activités mixtes – en particulier dans la seconde moitié des années 1980. Certaines activités temporaires se pérennisent. Des centres culturels comme l'«Eisenwerk» de Frauenfeld sont repris par des organismes d'utilité publique. Dans les années 1990, l'avènement de la culture de l'événementiel favorise l'apparition de lieux de divertissement comme la «Magic Factory» de Schlieren ou le «Planet Maxx» de Winterthour.

D'autres initiatives relèvent de motivations plus politiques. La gentrification de certains quartiers d'habitation suscite des résistances; des immeubles sont squattés pour cause de pénurie de logements. En 1989, le «modèle genevois» est introduit à Zurich: il n'est désormais plus mis un terme aux occupations que lorsqu'un permis de construire a été délivré. Comme l'illustre l'exemple de la coopérative «Karthago Zürich», les squats se muent parfois en affectations intermédiaires de longue durée et favorisent l'éclosion de nouveaux modes de vie. C'est à la même époque que des sites désaffectés comme le «nt-Areal», à Bâle, se voient insuffler une nouvelle vie – avec un tel succès que les exploitants d'activités transitoires endossent de plus en plus le rôle d'auxiliaires du développement urbain.

Grâce à de tels projets, les activités intermédiaires se sont pour ainsi dire établies, au point de faire partie intégrante des processus de planification officiels. En réaction à cela se manifestent aujourd'hui, avec une intensité croissante, des mouvements qui revendiquent le droit à la ville et visent à s'approprier certains espaces urbains – à l'exemple des «commonistes», qui entendent contribuer activement à façonner leur cadre de vie. De fait, une certaine ambivalence s'exprime chez maints exploitants d'activités transitoires, qui souhaiteraient prendre durablement part au développement des sites où ils se sont implantés.